Die unheimliche Mahd

Eine wahre Geschichte aus den Bergen von E. Trost

Der schmale Bergweg, auf dem man vom Talkessel, in dem der weltbekannte Tiroler Wintersportort liegt, über den Paß ins Nebental hinüberwandern kann, führt durch dichten, tiefgrünen Fichtenwald. Nur ab und zu gibt das rauschende Grün einen weiten Hang frei. Mühsam dem Walde abgerungen, wachsen hier auf kargem Boden Erdäpfel, geringes Korn und Futter für die Kühe der Bergbauern, deren Einödhöfe aus samtbraun verwettertem Holz gleich Schwalbennestern an den Berghängen kleben. Auch in das enge Tal jenseits der Berge, wo sich die schindelgedeckten, mit mächtigen, moosbewachsenen Felsbrocken beschwerten Dächer des kleinen Bauerndorfes um den spitzen Kirchturm scharen wie Küchlein um die Henne, reicht der Wald tief hinab. Wiesen und Aecker schneiden wie schmale Landzungen in den Waldsaum, so daß es von der Höhe her aussieht, als griffen von allen Seiten grüne Waldarme nach dem Gut der Menschen.

Auch die Forchenleiten, die zum Bachlechnerhof gehört, wird auf drei Seiten vom Wald umfangen, und nur eine Schmalseite gewährt Ausblick auf das Dorf. Die Leiten ist ein sonniger Waldhang, auf dem im Frühling der erste Krokus und blauer Enzian blühen und der gutes, würziges Bergheu liefert. Trotzdem ist die Leiten bei den Dorfleuten in Verruf. An ihrem Rande steht unter einer riesigen Fichte ein verwittertes Marterl. Verblaßte Farben eines halbverwischten Bildes und etliche regenverwaschene Buchstaben, aus denen sich kein Zusammenhang mehr bilden läßt, sind darauf zu erkennen. Doch die Bauern wissen noch gut, was es mit dem alten Marterl für eine Bewandtnis hat. Sie nennen die Bergwiese „die unheimliche Mahd" und bekreuzen sich, so oft sie ihr Weg hier vorüberführt.

Es war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die alten Bachlechnergütler, denen damals der Hof gehörte, hatten nur einen einzigen Sohn, den Jos, der im Sommer als Senn auf der Angeralm im Hochthrongebiet schaffte. In jenen Tagen gab es noch keine Sommerfrischler und Bergsteiger. Ein Senn bekam auf seiner Alm oft wochenlang keinen Menschen zu Gesicht, und das viele Alleinsein in der einsamen Hütte in der Bergwildnis mag bewirkt haben, daß der Jos mit der Zeit ein etwas „staades" finsteres Wesen bekam. Deshalb hat wohl auch die hübsche, blondzopfige Maridl vom Bichlerbauern andere junge Burschen lieber gesehen als just den Jos, obgleich ihr der heftig nachgestiegen sein soll und sie als künftige Bäuerin auf dem Bachlechnergut auch nicht schlecht gefahren wäre.

Eines Tages nun kam gar noch ein neuer junger Jäger ins Tal. Von da an hatte die Maridl überhaupt nur noch Augen für den feschen Jäger Ludwig. Daß den Jos die Eifersucht plagte, ließ sich wohl merken. Aber er redete nicht viel, wie das so seine Art war. Auch als der junge Jäger Ludwig eines Tages spurlos verschwand, äußerte sich der Jos nicht weiter darüber. Das halbe Dorf zog in den Wald, um nach dem Jäger zu suchen. Die Gendarmen von K. kamen herüber, und die Jäger der ganzen Gegend stiegen mit ihren Hunden auf den Bergen herum. Umsonst, vom Jäger Ludwig fand sich keine Spur. Die Gendarmen stellten schließlich fest, daß der Jäger zuletzt von einem alten Kräuterweibl in der Nähe eines von steilen Felsen umgebenen Wildbaches im Hochthrongebiet gesehen wurde, und man nahm an, daß er abgestürzt und wohl von dem reißenden Wildwasser fortgerissen worden sei.

Der Bachleichner-Jos bemühte sich noch eine Weile um die blonde Maridl. Doch die mochte ihn nun einmal nicht und heiratete später auf einen Hof im Nachbartal. Da blieb der Jos unverheiratet. Als die alten Bachleichnerleute bald darauf starben, hauste er allein mit einem alten Knecht auf seinem Hof und kochte, wusch und wirtschaftete selbst, wie dies bei einschichtig gebliebenen Tiroler Bergbauern seit altersher so öfter Brauch ist...

In einer Spätherbstnacht gingen einmal etliche Burschen aus dem Dorf von einem Einödhof nach Hause. Als sie einen Waldweg entlangschritten, sahen sie plötzlich drüben auf der Forchenleiten ein kleines Licht, das sich dort hin und her bewegte. Es war gerade Allerseelennacht. Die Burschen bekamen eine Heidenangst, rannten ins Dorf und erzählten von der Sache. Man lachte sie aber aus und sagte, sie wären bezecht gewesen, zumal man trotz sorgsamen Aufpassens in den folgenden Nächten nichts von einem Lichtchen auf der Waldwiese wahrnahm. In der Allerseelennacht des nächsten Jahres sah jedoch eine alte Bäuerin, die zufällig zum Fenster hinausschaute, das Licht weit droben mitten auf der Forchenleiten flimmern. Auch in allen folgenden Allerseelennächten erblickte der oder jener das geheimnisvolle Licht. Der Bachleitner-Jos schimpfte freilich, als man hiervon berichtete, denn er war ein „Aufgeklärter" und wollte von Spuk und Geistern nichts wissen. In der ganzen Gegend aber raunte man in allen Bauernstuben von dem Allerseelenspuk auf der unheimlichen Mahd, und niemand getraute sich nachts in die Nähe der Forchenleiten.

Nach vielen Jahren kam in der Wirtsstube des Dorfes an einem Spätherbstsonntag einmal die Rede auf allerlei Geistergeschichten. Man sprach auch von dem Spuk auf der Forchenleiten, und einige Burschen aus dem Nachbarort, die beim Militär gewesen waren und sich auch vor dem Teufel nicht fürchteten, gingen eine Wette ein, daß sie dem Licht und seiner Ursache schon auf die Spur kommen wollten. Sie versteckten sich wirklich in der Allerseelennacht am Waldrand der Forchenleiten und paßten scharf auf. Lange sahen sie nichts. Auf einmal erschien jedoch das geheimnisvolle Licht und kam gerade auf die Burschen zu. Denen wurde es nun doch recht unheimlich zu Mute. Schon wollten sie ausreißen. Da bemerkten sie, daß dieses Licht eine Kerze war, die von einer menschlichen Gestalt getragen wurde, und daß diese Gestalt kein anderer als der Jos vom Bachleichnerhof war! Sie fragten erstaunt: „Ja, Jos, was tust denn du mitten in der Nacht da heroben?"

Doch der Bachlechner ging an ihnen vorbei, als ob er sie gar nicht erkenne und murmelte vor sich hin: „Muß dem Ludwig doch auch ein Lichtl aufs Grab stell'n ... Muß dem Ludwig halt auch ein Seelenlichtl bringen ...

Er steckte die brennende Kerze in den Wiesenboden und ging davon, ohne sich umzusehen.

Die Burschen waren zuerst sehr verwundert und glaubten, der Jos sei verrückt geworden. Schließlich aber kamen ihnen seine Worte doch seltsam vor, und sie erinnerten sich, daß vor vielen Jahren ein Jäger namens Ludwig spurlos verschwunden war. — —

So wurde der Jos von den Gendarmen von K. verhaftet. Nach langem Verhör gestand er endlich, daß der Jäger seinerzeit zu ihm auf die Angeralm gekommen sei. Sie wären wegen der Bichler-Maridl in Streit geraten. Dabei habe er den jungen Jäger aus Eifersucht erschlagen und ihn dann nachts auf der halbwegs zwischen der Alm und dem Bachlechnerhof gelegenen Forchenleiten vergraben. Daß er viele Jahre lang in jeder Allerseelennacht zur Waldwiese emporgestiegen war, um „dem Ludwig ein Seelenlicht zu bringen" — davon hatte der Jos nicht die leiseste Ahnung. Er wurde ganz „hintersinnig", als man ihm dies erzählte, und am anderen Tage erhängte er sich im Gefängnis. —

Beim Nachgraben auf der Forchenleiten hat man das Skelett des erschlagenen Jägers aufgefunden und die Ueberreste im Dorfkirchhof begraben. Am Rande der Waldwiese aber wurde ein Marterl errichtet, das in schlichten Versen die Sache schilderte und die Vorübergehenden ermahnte, nie im Leben etwas Böses zu tun, da es mit dem schlechten Gewissen oft eine seltsame Bewandtnis habe.

Verbrecher im Wasser verhaftet. In dem englischen Badeort Blakpool ereignete sich eine gewiß nicht alltägliche Verbrecherjagd. Als die Polizei zwei Autodiebe verfolgte, fuhren diese mit dem gestohlenen Auto gegen einen Laternenmast auf der Strandpromenade. Beide blieben unverletzt und versuchten dann zu flüchten. Der eine entkam, der andere stürzte sich über eine steile Klippe ins Meer, um dort eine Brücke zu erreichen. Ein beherzter Polizist sprang nach, und es kam vor einer großen Menschenmenge zu einem regelrechten Wettschwimmen, aus dem schließlich der Polizist als Sieger hervorging. Er erklärte den Verbrecher noch im Wasser für verhaftet und legte ihm dann am Strand Fesseln an.

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 76 — 1. Oktober 1938 — 12. Jahrgang

„Hotel zu den Domspatzen"

Roman von Wolfgang Marken

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

29)

„Los, Jungens", sagte er, nachdem er sie begrüßt hatte, „wir wollen unsere Gymnastik durchführen, und dann wartet das Frühstück. Ehe wir aber turnen, will ich euch eins sagen: Es ist in der Nacht von einem unbekannten Täter auf mich geschossen worden, ich kenne den Täter nicht, aber es ist geschehen. Gott hat mich geschützt, die Kugel ist fehlgegangen. Ich weiß, daß ihr alle darüber empört und erregt seid, aber ich sage euch jetzt das eine: die Angelegenheit ist erledigt, und über diesen Vorfall wird kein Wort im Domspatzenhotel gesprochen. Unsere Gäste haben so fest geschlafen, daß nur wenige den Schuß gehört haben, und die davon wissen, werden genau so schweigen. Wir müssen Rücksicht auf unsere Gäste nehmen. Ihr habt mich doch alle verstanden?"

Die Domspatzen versprachen es dem Domkantor, darüber zu schweigen.

Dann ging man daran, wie immer, eine Viertelstunde Gymnastik zu treiben.

* * *

Der Peter Waldbauer fand den Domkantor sehr ernst vor, als er wieder das Zimmer betrat. Aber er raffte sich zu einem Lächeln auf, als er sagte: „Setz dich, Peter! Jetzt kannst du mir alles erzählen!"

„Es handelt sich um den Mann, der auf Sie geschossen hat, Herr Domkantor!"

„Was ist mit dem Mann? Weißt du, wer es ist?"

„Ja, Herr Domkantor. Als er über das Parktor kletterte, bin ich ihm gefolgt!"

„Und?" forschte der Domkantor gespannt.

„Und ich bin nicht eher von ihm gegangen, bis ich wußte, wer es ist!"

„Und?"

„Es ist der ... Luigi Habbel!"

„Dann hatte ich doch recht gesehen! Der Luigi Habbel hat auf mich geschossen! Er haßt mich, weil ich zur Theres stehe und ihm vor einigen Tagen schwer die Meinung gesagt habe. Nun, ich bin auf der Hut und werde dafür sorgen, daß er es nicht noch einmal wagt, mir näherzutreten."

Und dann faßte er einen schnellen Entschluß.

„Du wirst mit mir heute zusammen zum Luigi Habbel fahren. Wir werden ein Protokoll aufsetzen, das der Luigi unterschreibt. Um der Theres willen sehe ich von einer Anzeige vorläufig ab. In dem Augenblick aber, Peter, wo mir was geschieht, wirst du wissen, was du zu tun hast. Dann gehst du mit dem Protokoll, das du unter meinen Papieren finden wirst, sofort zum Gericht und zeigst den Luigi Habbel an."

„Jawohl, Herr Domkantor. Das werde ich tun, aber ich glaube, er wird sich hüten. Ich kann's nimmer verstehen, wie einer zum Mörder am Herrn Domkantor werden möcht'!"

„Es ist nur ein schmaler Weg vom Guten zum Bösen, Peter", sagte der Domkantor ernst. „Wer die schmale Grenze überschritten hat, dessen Seele ist immer in Gefahr. Das mußt du dir merken, Bub!"

Und der große Peter Waldbauer, der Oberprimaner, der beinah' schon ein erwachsener und gereifter Mensch war, nickte, und für ihn war diese Bezeichnung ‚Bub' so selbstverständlich, und er wie alle Domspatzen fühlten sich in keiner Weise gekränkt, wenn sie der Domkantor Buben nannte.

Noch am gleichen Morgen rückten sie dem Luigi Habbel aufs Fell, der maßlos entsetzt war. Er versuchte nicht lange zu leugnen, sondern gab es zu.

Das Protokoll zu unterschreiben, weigerte er sich zwar lange, aber als der Domkantor schließlich erklärte, die Sache dem Gericht zu übergeben, wenn er sich weigere, und als er versprach, nichts zu unternehmen, wenn er jetzt Ruhe gebe, da unterschrieb der Luigi Habbel mit zitternder Hand das Protokoll.

* * *

Und nun ist wieder das Lachen im Domspatzenhotel zu Hause.

Jugend vergißt unangenehme Dinge rasch, und die heitere, beschwingte Stimmung kam wieder auf. Die Buben lachten

und sangen, tollten und spielten, und Herr von Autenaar war immer mitten unter ihnen.

Die vier Gäste aus Wien aber rüsteten zur Abreise. Morgen wollten sie fahren, und heute sollte noch eine fröhliche Abschiedsfeier stattfinden. Nur Julia von Meersburg wollte noch nicht reisen. Sie sträubte sich noch, denn eine große Hoffnung lebte noch in ihrem Herzen.

Als sie das aber dem Professor sagte, da legte der alte Herr beide Hände auf ihre Schultern und sagte sehr ernst:

„Liebste, beste Julia, Sie sind doch eine vernünftige Frau. Schauen Sie, das Leben schenkt uns nicht alles, was wir uns wünschen. Sie lieben den Domkantor, ja, gestehen Sie es nur ein, Sie haben Stephan schon damals in Wien geliebt, als Ihre Gatte noch lebte, und jetzt tragen Sie die Hoffnung in sich, daß er den Weg zu Ihnen findet."

„Warum sollte das nicht möglich sein?" sprach Frau Julia leidenschaftlich. Glauben Sie nicht, daß meine Liebe so stark sein kann ... ihm die Frau zusein, die er ersehnt?"

„Es ist nicht möglich, Frau Julia", sprach der alte Herr wieder, ein wenig Bitternis in der Stimme, „weil Sie der Domkantor nicht liebt. Das ist bitter, aber es ist die Wahrheit. Sie sind eine schöne Frau, so richtig geschaffen, einen Mann zu beglücken, aber das Herz des Domkantors gehört einem anderen Menschen!"

„Dieser Frau Anna, dieser Bäuerin!" stieß Frau Julia heftig hervor. Mit geballten Fäusten stand sie vor ihm.

„Dieser Bäuerin, ja, dieser schönsten Bäuerin, die es vielleicht gibt, dieser hoheitsvollen Frau, die wir alle lieben und schätzen lernten. Sie müssen gerecht zu ihr sein. Und Sie dürfen eines nicht vergessen: Ihre Welt und die Welt des Domkantors sind heute zwei ganz verschiedene. Selbst wenn auf beiden Seiten aller guter Wille vorhanden wäre, so glaube ich doch nicht, daß auf die Dauer eine glückliche Ehe gewährleistet wäre."

„So soll ich verzichten um ... der Bäuerin willen. Lieber Professor, Sie wissen ja nicht, was mir Stephan bedeutet. Ja, Sie haben die Wahrheit gesprochen. Schon damals in Wien hat ihm all meine Liebe gehört, aber damals war ich verheiratet und an meinen Gatten gebunden. Ich kannte meine Pflicht als Frau, ich habe sie erfüllt, und es kann mir niemand etwas vorwerfen. Und jetzt führt mich das Leben wieder mit ihm zusammen. Er ist frei, und ich bin frei!"

„Das ist eben der Irrtum, liebste Frau Julia, er ist nicht mehr frei, sein Herz hat sich für die andere entschieden. Was wollen Sie nun tun? Lassen Sie von ihm, hier haben Sie keine Chancen, Sie haben nur die Möglichkeit, Unfrieden zu stiften. Überwinden Sie sich und seien Sie eine kluge und gute Frau. Lassen Sie sich nicht von dieser ... Bäuerin, wie Sie sagen, beschämen. Sie würde sofort, davon können Sie überzeugt sein, zurücktreten."

Daraufhin ging Frau Julia sehr nachdenklich umher und hatte verweinte Augen, so daß es der Domkantor spürte.

Es kam zu einer sehr herzlichen, behutsamen Aussprache, in deren Verlauf Frau Julia resignierte, weil sie erkannte, daß sie eben doch in zwei verschiedenen Welten lebten, und daß es besser sei, wenn es bei einer guten Freundschaft zwischen ihnen bliebe.

* * *

An diesem Abend aber war das Haus erfüllt von einem Meer von Tönen. Die Domspatzen brachten ihre schönsten Lieder zu Gehör, und der Domkantor sang und jubilierte mit ihnen. Auch Eugenia Forster, die große Sopranistin, und Dr. Scharff, der große Bariton, sie ließen ihre ausgeruhten Stimmen erklingen, daß alles voll Begeisterung lauschte. Es war, als wenn das Lied des Lebens alle Räume erfülle; das Haus lebte förmlich in Musik.

Überallhin drangen die Töne, selbst in die Küche, und die Teller klapperten beinahe rhythmisch mit.

Frau Loni summte die Melodien mit, und Therese ging es nicht anders. Selbst Siebenstuhl hatte verträumte Augen und fuhr manch kleinem Domspatzen lächelnd übers Haar.

Wenn die Domspatzen sangen, dann lauschte der Domkantor auf die Stimme Ludwig Seidemanns. Sie war schöner denn je aufgeblüht, und alle Sehnsucht eines reinen Herzens erfüllte sie. Der werdende Mensch klang aus ihr mit allen seinen Hoffnungen, seinen Wünschen, und es war etwas Rührendes drin.

* * *

Auch Corinne Gold hört sie singen. Die Töne dringen bis zu ihr, und mit den Tönen kommt das Leben in seiner ganzen Kraft und Schönheit, mit seinem Jubel und seinem Lachen ... und Corinne muß an den Tod denken. Mit einem Male quälen sie die Töne. Sie möchte die Ohren zuhalten, sie tut es auch, aber es nützt nichts, alles um sie herum ist erfüllt von ihnen.

Da verläßt sie das Schlößchen, sie will in den Park gehen. Als sie aus ihrem Zimmer tritt, stößt sie auf Zenzi. Die erschrickt, als sie in Corinne Golds verzweifeltes Gesicht sieht. Gütig, mütterlich tritt sie zu ihr und fragt: „Was ist Ihnen, Fräulein Corinne?"

Corinne bricht in ein verzweifeltes Schluchzen aus, und Zenzi steht fassungslos da, denn sie kann es nicht deuten. Gütig spricht sie auf sie ein, nimmt sie in den Arm und streicht über das goldene Haar. „Was quält Sie so, Fräulein Corinne? Ich möchte Ihnen doch so gern helfen!"

„Was ist, was ist!" bricht es gequält aus dem Mädchen. „Hören Sie denn nicht? Dort unten singen sie, dort unten jubeln sie, die Domspatzen, der Domkantor und die anderen. Ich möchte so gern fröhlich sein, mit ihnen lachen, leben, ja leben, so wie Sie leben. Und ich weiß doch, daß meine Zeit bald um ist. Ich kann es nicht mehr aushalten!" Und wieder bricht Sie in ein verzweifeltes Weinen aus.

Zenzi schlingt den Arm um sie. „Kommen Sie, Fräulein Corinne. Wir gehen in den Park. Wir wollen uns ein wenig austauschen!"

Und das geschieht auch.

Es dauert lange, ehe Corinnes Tränenstrom versiegt, aber die gütige, mütterliche Art des alten Mädchens siegt, sie tut ihr wohl. Ihr ist zumute, als halte eine Mutter ihren Arm um sie geschlungen, so herzlich ist Zenzi zu ihr.

Und alles Schwere löst sich, still wird es wieder in dem kleinen Herzen. Und als sie wieder zurückkommen ins Haus, als sie abermals die Töne umfangen, da ist nichts mehr von Qual in ihrem Herzen, und ihr ist zumute, als wenn die Töne sagen: das Leben ist ewig, nur die Form ist vergänglich.

* * *

Drüben im Doktorhaus machen sie sorgenvolle Gesichter.

„Es wird nicht zur Operation kommen!" sagt der alte Geheimrat zu Dr. Eck. „Noch ein solcher Auftritt, und das Schlimmste ist zu befürchten!"

„Der Tod, Herr Geheimrat?"

„Nein, der Wahnsinn!"

Richard Rogaller ist wie ein wildes Tier, wie ein böses Tier, sein Ich hat sich vollkommen gewandelt. Die Bosheit ist in seinen Augen, und Wutanfälle wechseln mit schweren seelischen Depressionen.

Abends gegen neun Uhr schreit er plötzlich auf wie ein brünstiges Tier, er schimpft und flucht und verlangt nach Anna.

Als der Geheimrat bei ihm erscheint, stürzt er auf ihn und bedrängt ihn, wirft ihm vor, daß er Frau Anna aus dem Haus gebracht habe und verlangt, daß Frau Anna zurückkomme.

Er ist kaum zu halten, und schweren Herzens entschließt sich der Geheimrat, ihm eine Spritze zu geben, damit er endlich etwas Ruhe und Schlaf findet.

* * *

Drüben im Domspatzenhotel ahnen sie nichts davon, und ihre Fröhlichkeit hält unverändert an.

Der Glücklichste unter allen ist aber zweifellos der Toni Eipacher, der heute mittag vom Domkantor, als sie vom Luigi Habbel zurückkamen, die viertausend Mark überreicht erhielt.

(Fortsetzung folgt)

Der Tiefengrubber

Erzählung von Georg A. Oedemann

Ein dummes, trockenes Land war's, die Rote Tanne, wo der Wind um strauchiges Nadelholz pfiff und der Klappertopf zwischen ärmlichen Triftgräsern schmarotzte. Nun war wohl die Notwendigkeit gekommen, über dies Stück Erde nachzudenken, denn draußen steckten sie den Sextanten und die rotweißen Meßstäbe auf frischen Acker; unabwendbar, wenn es auch schmerzte, denn die große Straße mußte wohl sein für den pulsenden Strom der Welt.

In der Feuerstelle züngelte die rote Flamme, doch der alte Scheinpflugk war es müde, hineinzuschauen oder den zitternden Schatten nachzusehen, die das flackernde Licht von den Dingen nach der Sparrendecke warf. Da erhob er sich und hängte die Pfeife an den Nagel. Im Stall schaute er noch einmal nach dem Rechten und knarrte dann die Stiege hinauf in das obere Stockwerk, in dem die großen Schlafstuben lagen.

Im Bett aber war das Nachdenken noch größer und ließ dem Alten keine Ruh. Ein Ausgleich mußte geschaffen werden, denn was an Land ausfiel, das mußte der Geist trachten, auf eine Art zurück zu erobern. Es kam in diesem Leben oft so, daß der Mensch unüberwindliche Mauern vor sich sah und doch seine Kraft daran setzen mußte, die Mauern zu überwinden.

Es war schon spät in der Nacht, als der Sohn von einem kleinen Dorftanz nach Hause kam. Der hatte am Fenster sein Bett und pfiff ganz leise. Dem Alten ging's aber durch den Kopf, daß die Jugend recht unbekümmert ihre vergnüglichen Wege ging, und er ärgerte sich, als drüben die Bettstatt fröhlich krachte. Er brummte etwas ins Kissen. Darauf war es drüben eine Weile still. Plötzlich lachte der Sohn und meinte: „Ach, du schläfst noch nicht, Alter?"

„Deine Sorgen sind meine Sorgen, tja!"

„Hast wieder in der Bibel gelesen?"

„Dazu wär's Zeit", brummte der Alte verdrießlich.

„Was nimmt dir denn den Schlaf?"

„Die Rote Tanne, Junge, wir müssen zu einem Entschluß kommen!"

„Sind's schon, Alter, kümmer dich nicht!"

„Ach, was du sagst! Du und die Holde, die gescheite Holde, was? Die gescheite Fuhrmannstochter! Aber sag's schon, daß ich mir die Nacht nicht verpätze! Was habt ihr mit'ander ausgemacht?"

„Wir lassen einen Tiefengrubber kommen. Holde hat im Niederland damit arbeiten sehen. Denn mit dem Pflug ist das nichts, 's muß doch das wenige oben bleiben, nicht wahr, Alter?"

„Hm, das mein' ich auch, oben drauf! Mit einem Tiefengrubber also, und vierelang, was? Die Braunen schaffen das nicht!"

„Aber das Petroleumpferd!"

Der Alte lachte finster, richtete sich halb in seinem Bett auf, obwohl er nichts sah als die Nacht im schmalen Fensterausschnitt, richtete sich auf und ließ sich wieder in das Kissen fallen. „Ein Petroleumpferd, na, so leicht träumt man wohl nach Angelikaschnaps. Aber 's wär ein Weg, ein Weg in den Mond, dunnerja!"

Es war eine Weile still. Der Sohn stemmte die Füß' gegen die Bettwand und zog die Decke über die Ohren, und mit der Zunge griff er sich noch einmal den blonden Lippenbart. Das tat er immer, bevor die große Müdigkeit in seine starken Glieder kam.

Tja, dachte der Alte, da ist der also nicht faul gewesen im Denken, wenn's auch ein Unsinn, ein hübscher, wohlklingender Unsinn war. Er wollte gern noch von der Roten Tanne sprechen. Irgendwo auf einer Landwirtschaftlichen Ausstellung hatte er den Tiefengrubber gesehen. Da griffen neun oder zwölf stählerne Arme tief in die Erde, griffen hinab und durchfurchten das Unsichtbare, das nicht an die Oberfläche durfte, mit ihren Gänsefußscharen.

„Vielleicht läßt es sich machen, auf irgend eine wunderbare Weise, und mit einer fetten Beigabe von gutem Dung!" flüsterte Alte. Aber der Sohn schnarchte schon.

's war doch ein Leben wert, so nachzudenken und draußen auf der Roten Tanne herum zu spazieren. Manchmal war es wie ein Versinken in einen grenzenlosen Raum. Dann kamen putznärrische Bilder, Menschen, die gruben auf seiner Erde herum mit allerlei spaßigem Werkzeug. Der Tausend auch! Das waren wohl die alten Scheinpflugks! Beim ersten war's spärliches Eisen, das die Erde aufriß, mühselig, ohne Hast, als währte der Menschen Leben eine Ewigkeit. Und es kamen andere, die hatten schon ihr gutes Vorgespann und sannen hinter dem schmalen Pflug einem neuen „Vorwärts" kühn entgegen. So war von einem zum andern eine Kette, eine sichtbare Kette der Entwicklung, und der Alte horchte halb wach, halb träumend einem Liede, das aus diesen seltsamen Gründen kam, sanft zerfloß und wieder klang, wie ein leiser Windhauch, der die heißen Fieberwangen liebkoste.

So ging diese Nacht hin, und der Alte fühlte, daß es naß von seinem Körper troff. Er lag und rührte sich nicht und ließ kommen, was ihm von Gott beschieden war. Denn es gab keine Auflehnung wider die Ordnung der Welt.

Aber draußen auf der Roten Tanne hub es in den nächsten Tagen an. Auf einem Lastauto brachten sie den neuen Tiefengrubber. Der junge Bauer und Holde, sie waren beide dabei und hatten noch ihre Freude am frischen Farbenglanz der einzelnen Teile und befühlten mit heißen, verstohlenen Fingern die Scharen, die mit Rostschutz angestrichen waren.

Schon als die Zugmaschine wie ein schwerfälliger Bär durchs Dorf wackelte, gab es der Erstaunten und Neugierigen genug. Die Jugend tollte vor dem Ungetüm einher, die Alten setzten die Klappenmütze auf die Ohren, nahmen den Stecken aus der Ofenecke und kamen später hinauf nach der Roten Tanne. Sie saben mit Bewunderung, wie der wacklige Bär den neuen Kultivator über die Trift zog, sahen den jungen Scheinpflugk auf dem Federsitz gleich einem Triumphator reiten, die Hand am Steuerrad, den Blick lachend mal voraus und wieder hinter sich gerichtet. Der Schalpflug hatte vorher den Kalkurboden leicht gewendet, nun griff der Grubber tief ins rote Land und lockerte auf seine Art den zähen Untergrund. Manchmal schien es, als wehre sich die Rote Tanne gegen diesen operativen Eingriff. Dann wurde der Grubber wie von einer unsichtbaren Hand herausgeschleudert oder festgehalten, daß die Maschine schnaufend zerrte. Die Knechte sprangen dann auf einen Wink des jungen Bauern hinzu, arbeiteten mit Spaten und Hacke, um der Geisterhand energisch auf die Finger zu klopfen. Große Schieferblöcke muchteten sie heraus und brachten sie auf einem zweirädrigen Karren nach dem alten Heckenrain, wo der kleine Zaunkönig die Melodie des heißen Tages pfiff.

Ja, es war schon so, die Zugmaschine, dies schwerfällige, stinkende Ding, es kroch wie ein Teufel über steile Lehnen und zog, was keine vier Pferde schafften!

Wenn unter den Erlen das Frühstück schmeckte, dann sprach dieser und jener mit dem jungen Scheinflugk und war des Lobes voll. Hier oben im Gebirge kämpfte der Bauer seither einen harten Kampf mit seinem Fleckchen Erde. Man hatte bisher wenig auf die Maschine gegeben, da man allerlei Unheil befürchtete. Nun machte der junge Bauer seinen Anfang, und wenn man das eiserne Zugtier ganz beiseite ließ, so war die Arbeit mit dem Tiefengrubber allein einer Betrachtung wert. Sie ließen es sich vorsichtig erzählen, was der junge Scheinflugk weiter mit der Roten Tanne vorhatte; darunter war zweimal Lupine als Gründung das am wenigsten Ueberraschende. Es war alles gut zu hören, und sie trugen es dem Alten zu, der krank zu Hause lag.

Sie berichteten eingehend, wie es draußen auf der Roten Tanne stand, und der Alte lauschte gläubig ihren Worten, daß der Sohn zuletzt nicht viele Worte nötig hatte und es beim Notwendigsten bewenden ließ. Tag für Tag kamen sie, und Schwager Thomas hatte einen Namen für die Zugmaschine, die draußen solche Wunder tat.

„Die Holde, dunnerja! Du kannst die Pferde zur Remonte bringen, Nickel! Und was die Rote Tanne betrifft, nun, du wirst es selbst sehen, in einem Jahr, in zwei Jahren ... Mach nur, und hol dich auf, Alter! Und so eine Schwiegertochter, nee, so eine Schwiegertochter!"

„Tja", meinte der Alte aus dem Kissen, „so ein Tanzabend, was da so gereimt und geplant wird! War doch auch mal jung, war's auch mal und hab' mit Liska damals schöne Pläne ausgeführt. Also die Holde und der Grubber, die haben die Rote Tanne besiegt, na, ich will's mir nächstens anschauen.

Die Abende waren nun auch für den Alten ein beseligtes Feiern, wenn er die Zugmaschine auf den Hof einfahren hörte, daß alles wackelte, was nicht niet- und nagelfest war. Und einmal tat sich dann die Tür auf, und der Sohn kam an des Vaters Bettstatt, und ein Mädchen stand puterrot neben ihm, daß der Alte ihrer beider Hände ergriff und sie lachend ineinander legte, ohne ein Wort dazu, denn der Segen kam nicht aus Worten, sondern aus fleißigen Händen und einem starken Willen.